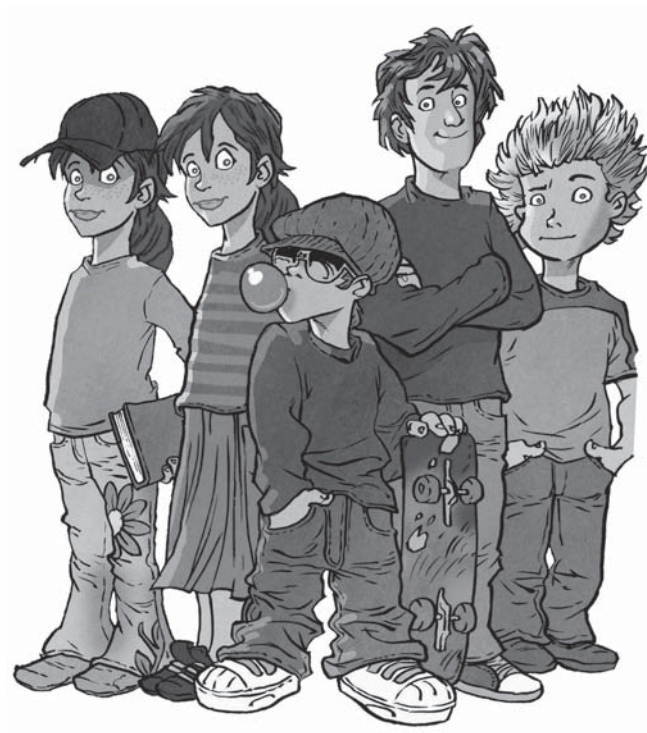


Adriane Koch
Grüne Nüsse eisgekühlt

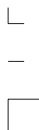
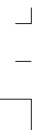


ADRIANE KOCH

GRÜNE NÜSSE EISGEKÜHLT



C.V. TRAULAND-VERLAG



1



»Maaarian, Maaaarian, weißt du, was Mama und Papa mit uns vorhaben?«, schrie der zehnjährige Robert wutschnaubend durch den Flur. Er stürmte die große knarrende Holzterrasse hinauf und in das Zimmer seines Bruders, dort knallte er die Tür hinter sich zu und landete mit Schwung auf dem Bett.

Drei Augenpaare richteten sich auf ihn.

Als sich Robert endlich einen bequemen Platz auf dem Bett zwischen seinen Zwillingscousinen Clara und Franka erkämpft hatte, legte er die Füße auf den kleinen Drehhocker, der vor ihm stand. Dann verschränkte er die Arme und starrte alle mit empörtem Blick an.

»Mach es nicht so spannend, Robbie!«, schnaubte Franka.

»Unsere Ferien sind vorbei! Alles ist gelaufen«, motzte er und schüttelte seine braunen Locken.

»Sie haben doch noch nicht einmal richtig angefangen«, entgegnete Clara. »Wir sind doch erst seit vier Tagen hier!«

»Aber ich schwöre es euch. Ich habe gerade spitze Ohren gekriegt, als ich das Telefongespräch belauscht habe«, berichtete Robert. »Papa muss zu einem Kunst-

© 2008 C. V. Traumland-Verlag

33758 Schloß Holte-Stukenbrock

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt werden.

Lektorat: Monika Rohde, Leipzig

Umschlaggestaltung: Timo Würz, Niedernhall

Layout: Verlagsservice Monika Rohde, Leipzig

Druck:

ISBN 987-3-934555-24-2

sammler nach Paris, der will unbedingt seine neuen Bilder in einer großen Ausstellung haben. Und Papa möchte, dass Mama ihn begleitet. Ich brauche deine seelische Unterstützung, Barba, meine Liebe«, öffte er den Tonfall seines Vaters nach. Alle kicherten, aber das Lachen verging ihnen ganz schnell, als Robert weiter sprach: »Was glaubt ihr wohl, geschieht mit uns?«

»Natürlich fahren wir mit!«, warf Marian, Roberts ein Jahr älterer Bruder, ein. Dabei raufte er ausgiebig seine ohnehin schon wirren strohblonden Haare, die danach noch ein bisschen struppiger vom Kopf abstanden und wie eine russische Pelzmütze aussahen.

Seine Mutter vermutete ja, dass Marians Haare immer wie elektrisiert in den Himmel aufragten, weil ein Gedankenstromschlag nach dem anderen durch seinen klugen Kopf jagte. »Hundert Prozent und sofort gebongt! Wir machen uns im Disneyland Paris eine geile Zeit, da wollte ich sowieso schon immer hin«, schwärmte er.

»Pustekuchen! Wir werden in einen Zug verfrachtet und müssen wahrscheinlich den Rest der Ferien mit den Zwillingen«, Robert deutete auf Clara und Franka, »und Onkel Friedemann im stinkigen Berlin verbringen, na toll! Mama will gleich noch mal mit ihm telefonieren.«

»Wir sollen ganz allein mit dem Zug fahren, elternseelenallein sozusagen?«, zweifelte Marian.

»Genau, wir fahren übermorgen.«

»Die spinnen wohl. So ein Mist!«, sagte Clara und warf gekonnt ihre langen Zöpfe in den Nacken. Dabei streifte einer unglücklicherweise die Wange ihrer Schwester, wofür sie von Franka prompt einen harten Boxhieb in die Seite kassierte. Für eine Zehnjährige war die ganz schön kräftig.

»Das Baumhaus am Bach ist noch nicht fertig, und Tante Barba hat uns fest versprochen, nächste Woche die Hundezüchterin im Nachbarort zu besuchen.« Clara kämpfte plötzlich mit den Tränen und kramte nach einem alten Papiertaschentuch, das schon seit ewigen Zeiten ein einsames Dasein in der großen Tasche ihres hellblauen Latzrockes fristete.

Die zwei Wochen bei Robert und Marian in der Nähe von Quakenbrück, nahe der holländischen Grenze, waren immer der Höhepunkt der Sommerferien. Seit sie sich erinnern konnten, verbrachten die Mädchen ihre Ferien bei Tante Barba und Onkel Alf. Dort duftete es nach tausenderlei Dingen, die Wiesen und die alten Bäume waren die herrlichsten Spielplätze. Das Haus der Familie Bienenkamp war einmal ein altes Ausflugslokal gewesen. Die riesige knallbunte Hausnummer *Eins* sprang dem Besucher sofort ins Auge.

Der Gasthof schien unzählige Zimmer und Abstellkammern zu besitzen, manche waren gemütlich renoviert, manche noch mit altem Krempel zugestellt. Es war abenteuerlich, in den verwinkelten Anbauten Verstecken zu spielen, im Ofen ein Feuer zu machen oder ein Theaterstück zu erfinden – Bühnen gab es hier genug.

Außerdem hatte Onkel Alf eine sehr spezielle Vorliebe. Einer seiner Künstlerfreunde wohnte auf der Insel Trinidad vor der südamerikanischen Küste. Seit einer Reise dorthin war er süchtig nach Kokosnussmilch, aber nicht etwa aus der Dose, sondern frisch aus der Nuss! Diese grünen, noch nicht ausgereiften Nüsse lagen haufenweise in einer kleinen Vorratskammer, und alle paar Monate kam ein großes Paket mit Nachschub aus Trinidad.

Wenn Clara und Franka zu Besuch waren, dann wählte Onkel Alf sorgfältig eine Nuss aus, schlug mit einer säbelartigen Machete in die dicke grüne Schale ein Loch und ließ einen Eiswürfel hineinplumpsen. Wenn die Milch ausgetrunken war, löffelten alle das geleeartige Fruchtfleisch heraus. Auf den Karibischen Inseln standen an jeder Straßenecke Autos mit ganzen Wagenladungen dieser *Jelly Nuts*. Es war ein teurer Spaß, aber eben auch ein besonderer, den es zu Hause nicht gab.

An all das dachte Clara, und Franka boxte sie ein zweites Mal in die Seite, dieses Mal jedoch aufmunternd.

»Heul jetzt bloß nicht rum! Erstens können wir gar nicht nach Hause, Mama ist doch noch für mindestens eine Woche auf dieser Tagung in England. Und zweitens ist Papa doch sowieso mit seinem Büro verheiratet. Der hat doch gar keine Zeit, sich um uns zu kümmern.«

Clara schnäuzte laut und kräftig die Nase. Eine der vier roten Katzen, die im Hause Bienenkamp wohnten, tigerte in diesem Moment schwerfällig ins Zimmer. Der dicke Mokka hopste ungelent auf Claras Schoß und schmiegte sich an sie, als ahne er, dass sie gerade jetzt ein paar Streicheleinheiten nötig hatte.

In den nächsten Minuten war es mucksmäuschenstill in Marians Zimmer. Betroffen saßen die vier auf dem Bett. Dass die Ferien so plötzlich zu Ende sein sollten, war wirklich eine mittlere Katastrophe.

»Ich finde, dass wir ein Mitspracherecht haben sollten, weil es eindeutig unsere Ferienplanung betrifft!«, sagte Marian bockig nach einiger Zeit der Stille.

»Die Erwachsenen können nicht immer alles hinter unserem Rücken entscheiden – ich kann zum Beispiel 1-A-Spiegeleier braten und leckere Brote streichen – ein paar Tage können wir locker hier alleine sein, ohne

zu verhungern. Wir sind doch keine Babys mehr. Seid ihr einverstanden?»

Drei Köpfe nickten.

»Los, Leute, wir teilen Mama und Papa unseren Beschluss mit!«, trötete Robert.

Nacheinander rutschten sie am Holzgeländer der alten knarrenden Treppe hinunter. In der Küche telefonierte Tante Barba mit ihrem Bruder Friedemann in Berlin. Unglücklicherweise hatte die Hörmuschel des alten Telefonapparates seit zwei Tagen einen Wackelkontakt. Um seinen Gesprächspartner zu verstehen, musste man die Lauthörerfunktion ständig eingeschaltet lassen, sodass jederzeit jeder mithören konnte.

Soeben fauchte Friedemann seine Schwester in einem nicht gerade herzlichen Ton an. »Kann dein verrückter Mann nicht ein einziges Mal sein Leben vernünftig planen?«, schimpfte der Vater der Zwillinge. »Das ist doch eine Frechheit. Mal hü, mal hott, rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln. Kinder hier, Kinder da! Immer geht es nach Alfs Nase! Ich habe einen großen Auftrag vor der Brust, und Regina ist noch bis Mitte der nächsten Woche auf der Tagung in England. Ich weiß nicht, wie ich alles nebenbei organisieren soll!«

Marian gab den anderen ein Zeichen, und sie schlichen an der Küchentür vorbei hinaus in den Garten.

»Wie es aussieht, findet es euer Vater auch nicht gerade spannend, dass wir zu ihm fahren!«, sagte Robert grinsend zu den Zwillingen. »Sprechen wir erst mal mit Papa über unsere Pläne, für ein paar Tage allein hier zu bleiben. Er ist drüben im Atelier.«

Die Kinder blickten durch ein großes Fenster im Nebengebäude des Gasthofes und entdeckten Onkel Alf in einem seiner mausgrauen farbverschmierten Hubschrauberpilotenanzüge, die er andauernd trug, vor einem großen Bild kniend. Seine langen grauen Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden und ein lappenähnlicher bunter Schal war um seine Stirn gewickelt.

»Onkel Alf, du hast jetzt mehr Ähnlichkeit mit einem Piraten als mit einem Künstler!«, sagte Franka zu ihrem Onkel, als sie durch das große geöffnete Scheunentor eintraten.

Gerade kippte er einen großen Topf rosa Lackfarbe auf das riesige Bild und erzeugte mit einem sägeblattähnlichen Spachtel Muster auf der Leinwand. Marian hielt es für schlauer, zur Sache zu kommen und unterbreitete ihm die grandiose Idee, ein paar Tage sturmfreie Bude zu genießen.

Alf schaute die Kinder entgeistert an und antwortete in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ: »Ihr spinnt wohl, das wäre Verletzung der elterlichen Auf-

sichtspflicht. Es reicht, wenn die Katzen alleine hier sind und sich von ihrem Futterautomaten bedienen lassen.«

Tante Barba trat in diesem Moment hinzu und strahlte alle an mit den Worten: »Kinder, übermorgen übernimmt euch Friedemann für ein paar Tage. Ihr dürft mit dem Zug nach Berlin fahren, weil Alf und ich dringend wegen seiner neuen Ausstellung nach Paris müssen!«

»Wir dürfen ... so ein Mist!«, antwortete Marian ironisch im Namen aller Kinder und betroffenen verliebten sie das Atelier.

2

Die Stimmung war gedrückt, nach dem Abendessen spielten die Kinder im hinteren Teil des blühenden Gartens lustlos mit Alf *Mau-Mau* und *Arschloch*. Doch schon nach ein paar Minuten begann Marian mit seinem Vater die alte Diskussion über Handys, dabei wurden sie schnell lauter. Marian ärgerte es, dass seine Eltern sich weigerten, ihm ein Handy zu kaufen, obwohl die meisten Mitschüler in seiner Klasse schon eins hatten.

Nach einer Weile wurde die Diskussion Clara zu hitzig, und sie machte es sich mit einem Buch in der Hängematte gemütlich. Lange blieb es jedoch nicht ruhig, denn plötzlich hörte sie lautes Indianergeheul von den Jungs.

Ein baumlanger Besucher mit Igelhaarschnitt betrat das Grundstück. Es war Alfs jüngerer Bruder Hermann Bienenkamp. Er trug einen braunen Cordanzug und elegante polierte Schuhe. Ein roter Vollbart verdeckte die Hälfte seines Gesichts, und die schwarze Hornbrille hatte so dicke Gläser, dass seine Augen riesenhaft wirkten, wie durch eine Lupe betrachtet. Hermann hatte im Gegensatz zu seinem Bruder mit



Kunst überhaupt nichts am Hut, er war Arzt und Wissenschaftler.

»Hallo, Leute«, begrüßte er die versammelte Mannschaft. Mittlerweile klebten beide Jungs an ihm. Das machte Clara neugierig. Sie rollte sich aus der Hängematte und gesellte sich neben ihre Zwillingschwester. Beide begutachteten den Besucher aufmerksam.

»Ich dachte, ich schau mal rein, ich war an meinem freien Tag ganz in der Nähe und habe einen neuen Kollegen besucht. Was macht die Kunst und dein Weinkeller, Alf?«, posaunte Hermann und klopfte seinem großen Bruder fest auf den Rücken. »Ich glaube, ich könnte heute ein Glas spanischen Rotwein vertragen, und falls ihr noch ein Gästebett frei habt, bleibe ich, dann könnte ich noch ein zweites Gläschen trinken.« Er reichte Clara und Franka seine große Hand zur Begrüßung. »Wie ich sehe, habt ihr gerade Besuch von den beiden hübschen Cousinen aus der Hauptstadt. Ist denn da überhaupt noch ein Bett bei euch zu haben?« Grinsend schaute er Alf an. »Aber ich sage dir gleich, Alf, auf deiner verdreckten Werkstattcouch schlafe ich nicht. Lieber fahre ich dann wieder in mein Labor zu meinen Ratten, ohne ein Glas Wein zu trinken!«

»Wir haben noch die Liege im Bügelzimmer, dort kannst du es dir heute gemütlich machen«, antwortete Barba, bevor Alf zu Wort kommen konnte.

»Ja, sicher kannst du bleiben. Außerdem kommst du gerade recht!«, fügte Alf hinzu. »Wir haben nämlich eine heiße Diskussion, weil angeblich alle in Marians Klasse ein Handy besitzen, und er natürlich unbedingt auch eins möchte. Ich allerdings bin der Auffassung, dass er eindeutig zu jung dafür ist!«

»Der Umgang mit einem Handy muss geübt sein«, stimmte Hermann seinem Bruder zu. »In England werden Handys zum Beispiel nur mit Warnhinweisen für Jugendliche verkauft. So wie das hier schon mit Zigaretten gehandhabt wird.«

»Aber ich will ein Handy haben!«, rief Marian aufgebracht. »Alle in meiner Klasse haben eins. Außerdem bin ich jetzt elf. Ich kenne welche, die sind acht und haben schon eins.«

»Mag sein«, erwiderte Hermann, »aber ich kann dir ja mal von meinen neuen Studien erzählen. Glaub mir, Kinder sollten möglichst wenig mit dem Handy telefonieren. Auch stundenlange Spiele damit sind nicht gerade förderlich!«

Alf mischte sich ein: »Nachdem du mir diesen Vortrag über schnurlose Telefone gehalten hast, hab ich unseres in den Sondermüll geschmissen.«

Hermann nickte. »Die geben rund um die Uhr Hochfrequenzstrahlung ab, auch wenn man gar nicht telefoniert und der Hörer aufliegt. Aber, Leute, lasst mir

noch eine kleine Verschnaufpause, ich würde gerne erst einen Happen essen, mein Magen knurrt, danach kann ich euch einige Zusammenhänge erklären.«

Barba ging mit ihm in die Küche, und Alf dackelte hinunter in seinen heiligen Weinkeller, um einen besonderen Tropfen auszuwählen. Die Kinder machten es sich inzwischen an dem alten hölzernen Terrassentisch gemütlich und nahmen aus dem Sammelsurium der mehr oder weniger klapprigen Stühle die besten in Beschlag. Während Barba Hermann ein großes Brettchen mit Schnitten hinstellte, füllte Alf den Wein in einen Glaskelch um, damit er besser *atmen* konnte. Die Kinder kicherten über diesen komischen Ausdruck und konnten sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass der Wein nun besser schmecken sollte. Sie halfen gerade sehr geräuschvoll dem Wein beim Atmen, als Robert sich nach einem Lachkrampf prompt verschluckte und den soeben getrunkenen Apfelsaft in einem feinen Strahl auf dem Tisch verteilte. Nach dem Machtwort von Barba schauten alle Hermann beim Essen zu.

Kaum hatte dieser den letzten Bissen verschlungen und mit einem Schluck Wein hinuntergespült, legte er auch schon wieder los: »Wisst ihr, diese Mikrowellenstrahlung der Handys funktioniert ähnlich wie euer Puls, in bestimmten Abständen kommen Strahlungsimpulse.«

Die Kinder fassten sich an ihre Handgelenke – so wie Hermann es ihnen vormachte – an die Stelle mit den großen Adern. Bald spürten sie dort den gleichmäßigen Rhythmus ihrer Herzschläge.

»Ungefähr 80 Mal in der Minute schlägt das Herz eines Erwachsenen. Eingeschaltete Handys und schnurlose Telefone geben eine pulsierende Strahlung ab, die sogenannten elektromagnetischen Wellen. Allerdings nicht dauernd wie euer Herz, sondern im Stand-by-Modus alle paar Minuten für ein bis zwei Sekunden. Beim Telefonieren senden die Geräte praktisch ununterbrochen.«

»Das mit den Wellen verstehe ich nicht«, sagte Franka.

»Ja, das ist auch schwierig, weil wir sie nicht sehen, nicht schmecken, nicht spüren, aber eben messen können.«

Hermann nahm einen Kugelschreiber aus der inneren Anzugtasche und malte auf die weiße Papierserviette, die neben dem Brett lag, einen langen geraden Strich. Dann zeichnete er eine Wellenlinie. Unterhalb des geraden Striches waren die Täler, darüber die Berge.

»So sieht eine elektromagnetische Welle aus«, sagte er. »Diese Welle kann ich zwar nicht direkt sichtbar herzaubern, allerdings kann ich euch demonstrieren,

was eine Schallwelle ist, wenn ihr das wissen wollt. Die können wir nämlich hören.«

Die Kinder nickten, und Clara fand das alle mal besser, als Alf und Marian beim Streiten zuzuhören.

Hermann schickte Marian nach einem langen Lineal und Robert nach dem Handy, das Hermann im Handschuhfach seines Autos liegen hatte. Alf musste außerdem eine kleine Schraubzwinge und einen Schraubenzieher besorgen.

»Nun zu unserer kleinen Demonstration.« Hermann bat Robert, das Lineal mit der kleinen Schraubzwinge am Terrassentisch festzuklemmen, und flink montierte Robert das Plastiklineal. Etwa eine Handbreit ragte es über die Tischkante hinaus in die Luft. »Komm her, Clara. Oder bist du Franka? Drück doch bitte den überstehenden Teil nach unten, und lass es wieder los.«

Clara tat, was ihr aufgetragen wurde, und versetzte das Lineal in Schwingungen. Es entstand ein Ton. Sie probierte dann aus, was passierte, wenn das überstehende Ende länger war. Tatsächlich veränderte sich die Tonhöhe.

»Durch die Schwingung des Lineals wird die Luft in beide Richtungen in Bewegung versetzt«, erklärte Hermann. »Die Tonhöhe ergibt sich aus der Anzahl der Schwingungen pro Sekunde. Das nennt man die Frequenz der Schwingung. Diese unterschiedlichen Fre-

quenzen nutzt man zum Beispiel, damit kein Chaos bei den Funkwellen entsteht. Jeder Radiosender, jeder Mobilfunksender hat eine eigene Frequenz. Die Feuerwehr, die Polizei, verschiedene Fernsehsender, Taxiunternehmen und der Flugverkehr senden jeweils auf einer eigenen Frequenz. Ich zeige euch noch mal das Innenleben eines Handys«, sagte er.

Inzwischen schien er ganz in seinem Vortrag gefangen, und aufgeregt nahm er an dieser Stelle den Schraubenzieher zur Hand und öffnete das Handy. Er erklärte, wo die Antenne zum Senden und Empfangen versteckt war, der Lautsprecher zum Hören, das Mikrofon zum Sprechen. Danach zeigte er ihnen die SIM-Karte zur Identifizierung des Handynutzers und den großen Akkumulator zur Stromversorgung. Zu guter Letzt sahen sie sich noch das Herzstück des Handys, die Platine mit den Chips, an.

»Die Sendeantennen der Basisstationen, die man überall auf Hügeln in der Landschaft und auf Häusern in der Stadt sieht, sorgen dafür, dass die Funksignale weitergeleitet oder verstärkt werden.«

»Ja«, rief Franka mitten in den Vortrag hinein. »Wir haben ganz in unserer Nähe eine große Hochhaussiedlung! Und auf dem höchsten Haus steht eine richtige Antennenlandschaft.«

»Richtig beobachtet«, sagte Hermann. »Denn die

Mobilfunkbetreiber brauchen diese Sendestationen, damit alle Menschen, die ein Handy besitzen, auch jederzeit und fast an jedem Ort angerufen werden können.

»Aber warum sollen Kinder denn nicht so lange mit einem Handy telefonieren?«, fragte Clara ungeduldig.

»Unsere Forschungsreihen zu den Wirkungen der Funkwellen sind noch lange nicht abgeschlossen. Viele Wissenschaftler auf der ganzen Welt untersuchen die möglichen Wirkungen auf den menschlichen Körper und kommen zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen. Wir vermuten, dass Kinder und Jugendliche stärker als Erwachsene auf die Strahlungen reagieren, weil ihr Körper noch nicht ausgereift und ihr Nervensystem nicht vollständig entwickelt ist. Es kann zu Konzentrations- und Schlafstörungen oder sogar zu Krankheiten führen.

Wichtig ist also, die Sprechzeiten möglichst kurz zu halten und lieber SMSs zu senden. Und achtet auch darauf, in der Zeit, wenn sich das Gespräch aufbaut, das Telefon nicht direkt ans Ohr zu halten. In dieser Zeit ist die Strahlung am höchsten. Im Auto, im Bus oder der Bahn bemerkt das Handy außerdem, dass der Empfang durch die umgebende Metallhülle schlechter wird, und erhöht deshalb die Sendeleistung. Die Strahlung wird einfach stärker.

Also achtet darauf, wenn ihr mit einem Handy telefoniert die Gesprächsdauer so kurz wie möglich zu halten. Das ist ja auch aus finanziellen Gründen vernünftig, um nicht noch Schulden zu machen.«

So genau hatte Marian das alles eigentlich gar nicht wissen wollen. Deshalb warf er ein: »Aber was ist denn mit den neuen strahlungsarmen Handys. So eins will ich haben!« Dabei schaute er seinen Onkel flehend an. Noch immer hatte er die Hoffnung, dieser könnte die Eltern umstimmen.

Hermann ignorierte den Blick und antwortete: »Die Betreiber von Mobilfunksendern und Handyhersteller müssen natürlich Grenzwerte einhalten, die SAR-Werte, die geben an, wie tief die elektromagnetischen Felder in das Körpergewebe eindringen. Marian, überleg dir trotzdem gut, ob du wirklich jetzt schon ein Handy brauchst. Ich kann verstehen, dass es in der heutigen Zeit wichtig ist, ein Handy zu besitzen, allerdings kommt es doch immer öfter vor, dass Kinder Opfer von Überfällen werden. Ältere Schüler überfallen jüngere, nur um ein blödes Handy zu rauben, das sie dann für ein paar Euro weiterverkaufen. Manche Kinder und Jugendliche sind nach einer mir bekannten Studie regelrecht von ihrem Handy abhängig. Sie verschicken und hunderte von SMSs und wollen jederzeit erreichbar sein.«

Etwas unglücklich ließ Marian den Kopf hängen. Er hatte doch insgeheim gehofft, dass sein Onkel ein Fürsprecher sein würde.

Franka hingegen war froh, dass der Vortrag nun endlich ein Ende hatte, und forderte die Jungs zu einem weiteren Spiel Mau-Mau auf, das Marian bald auf andere Gedanken brachte.



3

Am Morgen der Abreise regnete es. Genauer gesagt schüttete es wie aus Eimern. Der Regen fiel wie ein Vorhang aus dicken runden Perlen auf die Erde, und ein kalter Sommerwind blies tiefdunkle Wolken über das Land. Am liebsten hätten die Kinder das Haus gar nicht verlassen.

»Jetzt einen gemütlichen Spieltag vorm Computer«, maulte Robert, und Marian folgte mit heruntergezogenen Mundwinkeln.

»Oder ein paar schöne Serien im Fernsehen!«

»Ich habe auch keinen Bock drauf, jetzt aufzubrechen«, pflichtete Clara bei, während Franka sich ausnahmsweise mal ohne Kommentar in die allgemeine Hektik einfügte.

Als Alf die Rucksäcke im VW-Bus verstaut hatte, triefte das Wasser schon aus seinem grauen Zopf. Barba fuchtelte mit einem winzigen karierten Schirm über ihrem Kopf und den Köpfen der Kinder herum, als sie zum Auto rannten. Man hörte sie stöhnen: »Wir kommen schon wieder zu spät, warum schaffen wir es nicht ein einziges Mal, wie normale Leute pünktlich zu sein?«



Tatsächlich hatten sie viel zu lange gefrühstückt, und nun mussten sie sich beeilen. Der Zug sollte um 10.36 Uhr im Bahnhof einrollen. Da blieben ihnen gerade noch 55 Minuten für die Fahrt in die Stadt, weshalb Alf, sehr zum Leidwesen seiner Frau, ununterbrochen »Scheiße« murmelte. Er hatte schrecklich schlechte Laune, und auch die Stimmung der anderen sank auf den Nullpunkt.

Barba klemmte sich hinter das Steuer und drehte den Zündschlüssel bis zum Anschlag, allerdings weigerte sich das alte Auto heute den Befehlen seiner Fahrerin. Sie drehte den Schlüssel wieder und wieder im Schloss herum, aber der Motor blieb stumm. Jetzt war es an Barba, »Scheiße!« zu schreien. »Ich rede seit einer Woche davon, dass der Anlasser irgendwie komisch klingt! Es ist doch nicht wahr, dass er ausgerechnet jetzt seinen Geist aufgibt!« Sie sprang aus dem Auto, knallte die Tür zu und rannte durch den Regen, während Alf unter der Motorhaube zwischen den Kabeln herumfummelte. Sein Fluchen war bis in die Fahrerkabine zu hören.

»Ich befürchte, die Erwachsenen in diesem Haus leiden an einem Sprachfehler!«, sagte Marian in einem trockenen Tonfall zu den anderen. »Sie benutzen eindeutig viel zu oft das Wort Scheiße.«

Kurz darauf trat Barba aus dem Haus und brüllte:

»Alle Mann raus aus dem Auto, ich habe ein Taxi bestellt!«

Wie begossene Pudel stiegen die Kinder aus, schnappten sich ihre Rucksäcke und liefen durch den Regen zurück zum Haus. Auch Alf knallte unverrichteter Dinge die Motorhaube zu. Die Stimmung während des Wartens auf das Taxi war ausgesprochen eisig. Es schien außerdem eine Ewigkeit zu dauern.

Nachdem das Taxi dann endlich aufgetaucht war, erklärte Barba, dass sie noch exakt zwanzig Minuten hätten, aber die dicke Fahrerin rückte ihre schwarze Lederkappe zurecht und erwiderte nur: »Kein Problem«, und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

Das Auto schoss davon und brezelte um die Kurven. Am Ende der wilden Fahrt grapschten sich die Kinder ihre Rucksäcke aus dem geöffneten Kofferraum, und alle hasteten zum Bahnsteig. In den wenigen Minuten, die noch zur Abfahrt blieben, redete Barba ununterbrochen auf die Kinder ein.

Marian verdrehte die Augen und antwortete mit einer Pastorenstimme: »Wir versprechen dir hoch und heilig, dass wir unsere Plätze nicht verlassen, auch wenn wir uns fast in die Hose machen, wir krümeln nicht auf die Sitze, benehmen uns gut, stören unsere Mitreisenden nicht, putzen uns in Berlin dreimal am Tag die Zähne, ärgern Onkel Friedemann nicht, essen

viel Gemüse *undsoweiterundsoweiter*. Einverstanden, Mama?»

Barba musste lachen und endlich fanden sie auch ein leeres Abteil. Mühselig hievten sie die Rucksäcke auf die Kofferablage.

»Hoffentlich geht das alles gut!«, murmelte Barba noch einmal. Nun, da die Kinder sicher auf den Plätzen saßen, die Fahrscheine in der Hand, beunruhigte sie doch, dass die Kinder kein Handy besaßen. »Hätte ich euch doch nur eins gekauft. Wie konnte ich mich von Alf überreden lassen, es nicht zu tun? Strahlung hin oder her, das hier ist ein Notfall«, sagte sie und küsste zum Abschied noch einmal jedes Kind, was besonders Marian und Robert unangenehm war. Dann war auch schon der schrille Pfiff zu hören, der anzeigte, dass der Zug gleich losfahren würde, und die Kinder drängten Barba nach draußen und winkten zum Abschied durch das Fenster.

4

Während sich der Zug in Bewegung setzte, war dreihundertfünfzig Kilometer weiter nordöstlich in der Reihenhaussiedlung, in der Franka und Clara wohnten, die Hölle los. In der vergangenen Nacht hatte es dort in einem Haus einen Einbruch gegeben. Alles war durchwühlt und sämtliche wertvollen elektronischen Geräte gestohlen worden.

Am frühen Morgen hatte der Zeitungsbote bei Berkemeyers Sturm geklingelt, und Friedemann hatte sich aus dem Bett gequält, um widerwillig die Haustür zu öffnen.

»Ich glaube, da ... da sind Einbrecher drin ... im Haus ... das Fenster ist aufgebrochen. Rufen Sie die Polizei! Sofort! Vielleicht sind sie ja noch drin!«, stotterte der Bote aufgeregt.

Aber weil Friedemann Berkemeyer ein Mensch war, der nicht blindlings bei der Polizei anrufen wollte, nur um vielleicht einem Scherz aufzuliegen, wollte er sich erst einmal selbst ein Bild machen. Ihm entschlüpfte ein untypisches »Ach du Scheiße!«, als er verschlafen die nächstbeste Jacke griff, um dann über die Straße zu gehen. Er sah wirklich komisch aus. Er trug über



dem gestreiften Schlafanzug eine alte gehäkelte Damenstrickjacke in Regenbogenfarben, die seine Frau zur Gartenarbeit trug, und obendrein noch nackte Füße in den Schuhen. So schlurfte er mit dem Zeitungsboten im Schlepptau zum gegenüberliegenden Haus. Es gehörte der Familie Kosfeld, und die war den Morgen zuvor für zwei Wochen verreist.

»Hallo? Ist da jemand?«, rief Friedemann ein paar Mal etwas hilflos durch das sperrangelweit aufstehende Küchenfenster, aber nichts rührte sich. Mit verstellter Stimme brüllte er erneut: »Hier ist die Polizei! Kommen Sie heraus!«

Ein Fenster im Nebenhaus wurde geöffnet. »Wer ist denn da? Polizei? Sind Sie das nicht, Herr Berkemeyer?«, rief ihm der Nachbar Herr Wegner aus dem ersten Stock zu.

Friedemann schilderte kurz die Lage der Dinge und sofort kamen die Wegners in ihren Morgenmänteln neugierig auf die Straße. Frau Wegner sah ebenfalls etwas merkwürdig aus: ein schwarzes dünnes Haarnetz klebte über ihrer blonden Dauerwelle, wahrscheinlich, um die Frisur beim Schlafen zu schonen. Friedemann musste sich zwingen, nicht ständig hinzugucken.

Zu viert spähten sie neugierig ins offene Fenster.

»Hallo!«, rief nun Frau Wegner, und ihr Mann riet:

»Wir sollten sofort hineingehen, um die Diebe auf frischer Tat zu ertappen!«

Aber im Gegensatz zu Herrn Wegner hatte Friedemann nicht die geringste Lust auf ein Abenteuer, um möglicherweise von den Einbrechern einen auf den Deckel zu bekommen. Er hatte heute noch sehr viel zu arbeiten und außerdem am Abend vier Kinder zu versorgen. Da konnte er sich einen Krankenhausaufenthalt gar nicht leisten! Deshalb lief er zurück zum Telefon und alarmierte die Polizei.

»Du meine Güte! So ein Unglück. Das ist ja eine schöne Bescherung für die arme Familie Kosfeld. Die sind doch erst gestern nach Mallorca geflogen. Die werden sich aber gar nicht freuen«, jammerte Frau Wegner inzwischen.

»Ja, ja! Da müssen sie wohl zurückkommen«, sagte ihr Mann hämisch zu Friedemann, als der an den Tatort zurückkehrte.

»Die Polizei ist sofort hier. Ein Streifenwagen ist zufällig in der Nähe. Der Wachtmeister am Telefon hat uns gebeten, nichts zu berühren und noch für eine Befragung zur Verfügung zu stehen.«

Der Zeitungsbote war darüber gar nicht glücklich. »Es warten noch exakt 53 Haushalte auf meine Zeitung, die zum Frühstückskaffee gelesen werden will.«

Friedemann ignorierte die Anmerkung und fragte seinen Nachbarn stattdessen: »Haben Sie denn gar nichts gehört?«

Doch bevor Herr Wegner antworten konnte, vernahm die unfreiwilligen Frühaufsteher das Martinshorn des heranrasenden Polizeiwagens. Das Auto bremste scharf ab und hielt direkt vor ihnen. Zwei uniformierte Männer sprangen heraus und herrschten die Wartenden an: »Wo ist das Haus, in das eingebrochen wurde?«

Alle zeigten auf Familie Kosfelds Haus.

»Gehen Sie in Deckung!«, riefen die Polizisten den Wartenden zu. »Wir gehen hinein, vielleicht sind die Täter noch im Haus!« Dann zückten die Polizisten ihre Waffen und mutig kletterte der Erste durch das weit aufstehende Fenster. Er sagte über die Schulter zu dem Kollegen: »Gib mir Feuerschutz, Harald, und bleib dicht hinter mir!«

»Worauf du dich verlassen kannst, Kollege«, antwortete Harald und kletterte in einer etwas unsportlicheren Art und Weise hinterher.

»Meine Güte, meine Güte!«, entfuhr es immer wieder Frau Wegner. »Das ist ja so aufregend, wie im Fernsehen!« Und auch Friedemann musste zugeben, dass es spannend war, einmal mitten im Film zu sein. Vielleicht gab es gleich eine Schlägerei ...

Leider waren die Einbrecher schon ausgeflogen, und die Polizisten gingen mit den Umstehenden in das Haus der Berkemeyers, um ein Protokoll aufzunehmen. *Na, dieser Tag fängt ja gut an*, dachte Friedemann griesgrämig.